

Samina

Benjamin Quaderer

1.

Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wann ich zum letzten Mal im Saminatal gewesen bin. Die Chance ist aber hoch, dass das im Laufe der 90er-Jahre geschehen sein muss. Das ganze Jahrzehnt hindurch war ich ein Kind, und eben weil ich ein Kind war, verbrachte ich meine Ferien so, wie meine Eltern dachten, dass ihr Kind seine Ferien zu verbringen habe. Hieß: in einem Ferienhaus in den Bergen. Am Vorabend jedes freien Tags wurden meine Schwester und ich auf die Rückbank unseres Auto gesetzt, mein Vater saß hinter dem Lenker, meine Mutter auf dem Beifahrersitz, dann fuhren wir eine halbe Stunde bergaufwärts. Während der Fahrt ins Gebirge spielten wir Kinder ein Spiel, das wir uns selbst ausgedacht hatten. Es hieß Tag und Nacht, folgte einfachen Regeln und hatte, wenn ich mich recht erinnere, kein Ziel. Jemand war Tag und der andere Nacht. Wer Nacht war, durfte seine Augen nur öffnen, wenn wir ein dunkles oder schattiges Stück Straße durchfuhren, für den Tag galt das Gegenteil. Da wir die Strecke gut kannten, wussten wir beide, dass es nur wenige Gründe gab, sich für die Nacht zu entscheiden. Zumindest quantitativ. Die Passagen im Licht überstiegen die Dunklen bei Weitem. Das einzige, was die Nacht lohnenswert machte, war ein Abschnitt ganz zum Ende der Fahrt. »Nacht«, rief der Tag, wenn er das halbkreisförmige Loch vor sich auftauchen sah, schloss seine Augen und die Nacht öffnete ihre. Der Radioempfang wurde schlechter, von der Decke flackerte künstliches Licht. Das war der Tunnel, der Weg durch den Berg und auf der anderen Seite – »Tag« rief die Nacht und schloss ihre Augen – ein Tal.

Ferien also. In einem Tal in den Bergen. Was genau macht man denn da? Richtig. Man entspannt sich. Und wie tut man das? Kommt darauf an, wen man fragt. Meine Eltern waren der Ansicht, die Entspannung käme vor allem dann, wenn man wandert, ich hatte keine klare Haltung dazu, meine Schwester hingegen war davon überzeugt, dass eine Wanderung zur Entspannung nicht das richtige Mittel war. Im Gegenteil: diese Form der Fortbewegung empfand sie als Zwang, in ihren Worten als »Freizeitberaubung«. Es strengte an, man verkrampfte, und wenn man verkrampfte, begann man zu schreien, und wenn jemand schrie, erholte sich niemand. Wir wanderten trotzdem. Wir wanderten und meine Schwester schrie und wir wanderten weiter. Durch Berge und Täler, an Kühen vorbei, über Gras, wir wanderten und ganze Sommer gingen vorüber, bis irgendwann diese ganz bestimmte Wanderung anstand, die nicht nur das Ende der Wandersaison, sondern gleichermaßen das Ende des Sommers bedeutete. »Das Saminatal«, sagten meine Eltern, »betritt man erst dann, wenn die ersten Blätter schon den Boden berühren. Dann ist das ganze Tal golden.«

War das ganze Tal golden? Um ehrlich zu sein, hat die einzige Erinnerung, die ich klar dem Samintal und nicht einer anderen Wanderung zuordnen kann, mit Autos zu tun. Mit zwei Autos.

Das eine parkte auf einem Parkplatz im Steg, von wo aus wir in diese letzte Wanderung des Jahres starteten. Das andere wartete im österreichischen Amerlügen auf uns. Zwei Autos. In zwei verschiedenen Ländern. Und dazwischen ein Tal, das nicht nur die Schreie meiner Schwester, sondern ebenso meine Erinnerung zu verschluckt haben scheint. Vom Samintal selbst weiß ich so gut wie nichts mehr.

2.

Zwanzig Jahre später, in einem andern Jahrtausend, treffe ich Daniel Mohr in seinem Atelier in Berlin. Ich bin zugegebenermaßen beeindruckt. Nicht von der Größe der Räume allein, den hohen Fenstern, dem Abendlicht, wie es so schön in diesen Hinterhof fällt, es ist vor allem die, hm, ja, *Materialität*. Nicht der Räume selbst, sondern dessen, was in diesen Räumen geschieht. All den Spuren, die es hier gibt. Ich meine das Papier und die Stifte, die Farbtuben, die Pinsel, ich meine die Leinwände und die Farbflecken am Boden, ich meine die umgedrehten Eimer, auf denen einige der Leinwände stehen, ich meine die Bilder an der Wand, manche schon fertig, andere noch im Entstehen, die wiederum neue Räume eröffnen, Räume in Räumen in Räumen, unter anderem die beiden kleineren, noch etwas einsam sehen sie aus, wie sie da hängen: zwei Ausschnitte eines Tals. Ich erkenne es sofort und erkenne es doch nicht wieder.

In den nächsten Tagen sehe ich mir immer wieder die Kataloge mit Daniel Mohrs Arbeiten an, als wäre ich auf der Suche nach einem Beweis, nur was ich beweisen will, ist mir nicht klar. Ich verharre lange auf einer Seite, dann blättere ich um. Was die einzelnen Bilder verbindet, scheinen mir weniger die Motive zu sein, die einmal der Kunstgeschichte entnommen, etwa mit dem Floss der Medusa oder dem Bacchanal als Vorlage arbeiten; ein andermal Landschaften zeigen, eine weite Fläche mit Zuggleisen zum Beispiel, die auf einen Punkt in der Ferne zulaufen, Pärke, Gärten; oder ins Figürliche gehen, eine Gruppe von nackten Menschen im Gras, ein dionysisches Picknick; – nein, es ist viel mehr die Art und Weise, wie diese Motive dargestellt sind. Das Perspektivische. Die Form und die Formen. Daniel Mohrs Bilder wirken auf mich, als würde die Welt durch ein Raster betrachtet, eine Folie, die das, was betrachtet wird, erst in seine Einzelteile zerlegt, dann sortiert und in einem veränderten Arrangement neu zusammensetzt. Als fänden Auflösung und Konstruktion gleichzeitig statt. Mehr, als dass wir ein Motiv sehen, sehen wir, dass ein Motiv aus Formen besteht. Ein Wald ist nicht einfach ein Wald. Ein Wald ist blau und gelb und grün. Ein Wald ist Dreieck und Viereck und Vieleck und Kreis und vieles mehr. Ein Wald ist das Zusammenspiel aus Farbe und Form, und der Maler ist der, der dieses Zusammenspiel rhythmisiert.

Je länger ich mich mit Daniel Mohrs Arbeitsweise beschäftige und darüber nachdenke, was sie mit dem Samintal zu tun haben könnte, desto ratloser werde ich. Die Bilder zur Samina, die Daniel in Liechtenstein ausstellen wird, sind noch im Entstehen, und ich selbst kann mich bis auf zwei

Autos an nichts mehr erinnern. Ich bin verzweifelt. Darum tue ich das, was ich immer tue, wenn ich nicht weiter weiß. Ich lege mich hin. Dankenswerterweise ist es ein Traum, der mich Witterung aufnehmen lässt. Darin betrete ich einen Raum, in dem ich stufenförmig aufsteigende Sitzreihen sehe. Natürlich weiß ich sofort, wo ich bin.

3.

Während meiner Schulzeit befand sich im Geographiehörsaal des Liechtensteinischen Gymnasiums eine Karte. Diese Karte, die ganz Liechtenstein zeigte, war keine gewöhnliche Karte. Einerseits, weil sie so groß und schwer war, dass sie einen eigenen Tisch benötigte, auf dem sie permanent stand. Andererseits, weil sie nicht flach vor den Betrachtenden lag, sondern sich diesen dreidimensional entgegenstreckte. Sie stellte den Ort, in dem ich aufwuchs, wanderte und wohnte, in all seinen Erhebungen und Senkungen dar. Und Erhebungen und Senkungen gab es hier viele. Vor dem Miniaturmodell dieses Landes zu stehen, das selbst schon eine Art Miniaturmodell war, und es aus der Höhe zu betrachten, einer Perspektive, aus der ich sonst nie sah, ließ mich erkennen, dass die ganze Welt, und wenn ich ganze Welt sage, meine ich Liechtenstein, was damals meine ganze Welt war, dass sich diese ganze Welt aus hunderttausender winziger Flächen zusammensetzte. Jede Erhebung, jeder Berg, hatte hunderte von Einkerbungen, von kleinen Senkungen in sich, und aus jeder Senke sah ich Erhebungen ragen, in denen es wiederum kleine Absenkungen gab, in denen wiederum kleine Erhebungen existierten. Aus jedem Tal ragte ein Berg, in dem es ein Tal gab, und in jedem Berg gab es ein Tal, aus dem ein Berg ragte. Gut möglich, dass man in diesen vielen Faltungen etwas übersah, dass darin Sachen verloren gehen konnten, der Schrei einer Schwester etwa, eine Erinnerung, die 90er-Jahre, vielleicht sogar eine ganze Kindheit.

Mit den Bildern von Daniel Mohr geht es mir ähnlich. Wenn ich seine Landschaften betrachte, dann sehe ich, was ich kenne und gleichzeitig, was ich vorher noch niemals gesehen habe. Alles ist mir so fremd. Alles ist mir so vertraut. Vor allem aber ist alles so interessant, dass ich nicht aufhören kann, es zu betrachten. Wie die topographische Karte Liechtensteins es seinerzeit mit mir gemacht hat, tun es seine Bilder heute mit mir: sie wölben sich in und mit und gegen mich und die Welt. Sie wachsen in alle Richtungen, ins Dreidimensionale, falten und entfalten sich, lassen Berge und Täler entstehen, Hebungen, Senkungen, in denen es zu finden gibt und zu verlieren.

Darum bleibt uns nur eines übrig: Schließen wir unsere Augen und begeben uns in den Tunnel, den Weg durch den Berg, bis wir eine Stimme »Tag« sagen hören. Wir öffnen unsere Augen. Erst tut das Licht weh, dann sehen wir plötzlich ganz klar. Wie unfassbar schön es hier ist. Jetzt endlich sind wir da. Willkommen im Saminatal. Willkommen in den Saminatälern.